

„Jetzt sind wir gezeichnet!“

J. Rosenthal über die schändliche „Juden­zählung“ im 1. Weltkrieg

„Überall grinst das Judengesicht, nur im Schützengraben nicht!“, war ein während des Ersten Weltkrieges ein zeittypischer, die Juden verunglimpfender und diffamierender Spottvers, der auch an den Stammtischen kursierte. Selbst ein „Heldentod“ konnte die Antisemiten nicht vom Gegenteil überzeugen und ließ sie nicht von ihrem Vorurteil abrücken. Als die Nachricht vom Tod des an der Front gefallenen SPD-Reichstagsabgeordneten und politischen Hoffnungsträgers der Partei, Ludwig Frank, der bereits in der ersten Kriegswoche an der Westfront gefallen war, bekannt wurde, kommentierten sie in unüberbietbarem Zynismus: „Immer diese Juden. Selbst beim Sterben müssen sie sich noch vordrängeln!“ Welch eine Schmach über einen Mann, der ohne nationalistisches Pathos als 40-jähriger Rekrut die Strapazen des Wehrdienstes auf sich genommen hatte! Auch Frank versprach sich von seinem Einsatz als Soldat an der Front die politische Gleichberechtigung aller Bürger in Deutschland und meinte: „Ich habe den sehnlichen Wunsch, den Krieg zu überleben und dann am Innenbau des Reiches mitzuschaffen. Aber jetzt ist für mich der einzig mögliche Platz in der Linie in Reih und Glied, und ich gehe wie alle anderen freudig und siegessicher“.

Fortgesetzte Klagen aus der Bevölkerung, zumeist anonym versandt, über „unverhältnismäßig viele wehrpflichtige Israeliten“, die vom Wehrdienst befreit seien oder sich davor drückten, sowie über eine große Zahl im Heer stehender Juden, die es verstanden hätten, eine Verwendung außerhalb der Front in der Etappe und der Heimat als Beamten oder Schreiber zu finden, waren seit dem zweiten Kriegsjahr beim Kriegsministerium eingelaufen. Diesen Beschwerden sollte nun nachgegangen werden, um einer möglichen Bevorzugung entgegen zutreten. So geschah es dann auch.

Im Oktober 1916 wurde eine sogenannten „Juden­zählung“ durchgeführt, mit deren Hilfe das preußische Kriegsministerium den Anteil der Juden an der Front nachprüfen ließ. Die Begründung des Erlasses und sein provokanter Wortlaut war außerordentlich beleidigend, weil die Beschuldigung exklusiv auf die Juden abzielte. Die jüdische Öffentlichkeit war erschrocken, man verstand den Erlass als beunruhigendes Vorzeichen, zumal sich keine Persönlichkeit des öffentlichen Lebens davon distanziert hatte. Keine andere kriegführende Nation hielt es inmitten blutiger Gefechte für nötig, auf Grund unbewiesener Gerüchte eine Zählung der Soldaten einer loyalen Minderheit durchzuführen.

Am 3. November 1916 kam es im Reichstag zu einer erregten Debatte über die „Juden­zählung“, in der liberale jüdische Abgeordnete Ludwig Haas, selbst Frontoffizier und Inhaber des Eisernen Kreuzes I. Klasse, in aller Deutlichkeit und Schärfe auf die diffamierenden Folgen der „Juden­zählung“ hinwies. Sein emotional vorgetragener Redebeitrag endete mit den Worten: „Ich habe eine Fülle von Briefen in diesen Tagen erhalten voller Klagen über den Erlass, und es sind Briefe darunter – die Tränen können einem ins Auge kommen. Es geht durch alle Briefe hindurch: Nun sind wir gezeichnet“.

Die Ergebnisse der Zählung wurden nicht veröffentlicht, so dass antisemitische Agitatoren weiterhin das Märchen von der „jüdischen Drückebergerei“ verbreiten konnten. Tatsächlich lag der Prozentsatz der jüdischen Freiwilligen über dem Gesamtdurchschnitt der deutschen Bevölkerung. Die 12.000 gefallenen jüdischen Soldaten opferten also ihr Leben für ein Land, in dem sie von vielen als Fremdkörper betrachtet, gesellschaftlich ausgegrenzt und als Menschen minderen Ranges verachtet wurden.

Rosenthals Buch liest und versteht sich als Versuch, die Ehre des Vaters und seiner jüdischen Kameraden wiederherzustellen, die zutiefst überzeugt waren, mit ihrer Pflichterfüllung gegenüber Kaiser und Vaterland die letzten Hindernisse auf ihrem Emanzipationsweg wegräumen zu können. Es ist einfühlsam und verständnisvoll mit humaner Diktion geschrieben.

Das Umschlagfoto zeigt Otto Rosenthal, der Vater des Autors, als Artillerieleutnant in Felduniform. Auf dem Kopf trägt er einen Stahlhelm, um den Hals einen Feldstecher, den er mit

der rechten Hand festhält. Über der Brusttasche sind mehrere Militärauszeichnungen zu erkennen, oberhalb des Koppels das Eiserne Kreuz für Tapferkeit. Dieses Foto hing über dem Schreibtisch in der Wohnung der Familie Rosenthal in Nürnberg, bis es die Nazis in der Pogromnacht des 9. November 1938 zerschlugen. Jacob Rosenthal kannte seinen Vater nicht, der an einem verschleppten Leiden, das er sich in den Schützengräben des Ersten Weltkrieges zugezogen hatte, im Februar 1924 starb. Da war der Autor noch keine drei Jahre alt. Die Mutter hat ihrem Sohn viel über den Vater erzählt, doch über die schändliche Erniedrigung der jüdischen Soldaten im Krieg, über die „Judenählung“, hat sie nie ein Wort verloren. Das hat der Sohn Jahrzehnte später dann auf anrührende Weise nachgeholt. Darum dieses Buch.

LUDGER HEID

Jacob Rosenthal

„Die Ehre des jüdischen Soldaten“

Die Judenählung im Ersten Weltkrieg und ihre Folgen. Campus Verlag, Frankfurt/New York 2007. 227 Seiten, 29,90 Euro.